

Heute habe ich kein schlechtes Gewissen mehr, um 9 Uhr aufzustehen

Interview mit Dr. med. Daniel Grob, Zürich

25 Jahre lang war der Internist und Geriater Dr. med. Daniel Grob am Zürcher Stadtspital Waid tätig, davon 15 Jahre als Chefarzt. Mit 62 Jahren hat er sich frühzeitig pensionieren lassen. Doch anstatt die Füße hochzulegen, arbeitet er in seinem Wohnort Rheinau mit viel Energie an einem Grossprojekt. Wir wollten wissen, was es damit auf sich hat und wie es dazu kam.

Ars Medici: Herr Dr. Grob, wie geht es Ihnen heute, etwa ein- einhalb Jahre nachdem Sie das Waidspital verlassen haben?

Dr. med. Daniel Grob: Gut, sehr gut! Ich vermisse das Spital nicht wirklich. Das erste Jahr nach der Pensionierung war schon ziemlich speziell: Man musste nicht mehr aufstehen, der Terminkalender war leer.

Ein Kollege hat mal zu mir gesagt: «Schau, du brauchst ein bis zwei Lehrjahre, um dich an das Leben nach der Pensionierung zu gewöhnen.» Er hatte völlig recht, es ist ein anderes Leben, und man muss lernen, eine andere «Pace» zu finden. Heute habe ich kein schlechtes Gewissen mehr, wenn ich um 9 Uhr aufstehe. Ich bin etwa zu 50 Prozent beschäftigt, das ist tiptopp. Was mir noch fehlt, ist ein Hobby – am liebsten etwas Handwerkliches.

«Du brauchst ein bis zwei Lehrjahre, um dich an das Leben nach der Pensionierung zu gewöhnen.»

Sie gehen einer neuen Beschäftigung nach. Was machen Sie jetzt?

Grob: Mein Herzensprojekt ist der Aufbau des Inselmuseums Rheinau. Seit vier Jahren bin ich Präsident des gleichnamigen Vereins. Das Kloster auf der Insel Rheinau wurde bis ins Jahr 2000 als Psychiatrische Klinik genutzt. Etwa zehn Jahre nach dem Regierungsratsbeschluss (2009) zur Neunutzung der Klosterinsel hat man den riesigen Bau in eine Musikinsel mit einem Hotelbetrieb und Übungsräumen für Hobbymusiker umgewandelt. Daneben gibt es eine Hauswirtschaftsschule, und im Mai dieses Jahres eröffnet ein Gastronomiebetrieb, zu dem ein Restaurant mit Garten und ein Festsaal gehören.

Als dritte und letzte Bauetappe der Klosterinsel soll bis 2021 das Inselmuseum entstehen. Inhaltlich wird es dabei um die Themen Kelten, Kloster, Klinik gehen. Die Idee ist, die Geschichte der Psychiatrie und die Klostergeschichte miteinander zu verweben. Hier kommt auch meine Vorgeschichte ins



Spiel, da ich als junger Internist in verschiedenen psychiatrischen Kliniken, darunter auf der Insel Rheinau, gearbeitet habe.

In der Schweiz gibt es nur wenige Psychiatriemuseen. In Rheinau haben wir eine schöne Sammlung von Patientenkunst, Art brut, die von einer Kunsthistorikerin systematisch aufgearbeitet wird. Die keltischen Funde aus dem Gebiet Rheinau haben im Museumskonzept einen etwas geringeren Stellenwert, aber wir werden sicher einen Teil davon ausstellen. In den letzten Jahren habe ich sehr viel Zeit in das Museumsprojekt investiert und ein Nachdiplomstudium in

Museologie absolviert. Derzeit bin ich mit einem Pensum von 20 bis 30 Prozent mit dem Museumsprojekt beschäftigt, daneben verfasse ich einzelne straf- und zivilrechtliche Gutachten mit Bezug zur Geriatrie. In der zweiten Hälfte 2018 übernehme ich zudem teilzeitig die interimistische Leitung eines Pflegezentrums.

«In den letzten Jahren habe ich sehr viel Zeit in das Museumsprojekt investiert und ein Nachdiplomstudium in Museologie absolviert.»

Sie haben das Waidspital vor dem Eintritt in den Ruhestand verlassen. Warum?

Grob: Ich war von 1991 bis 2016 am Waidspital tätig und hatte nach diesen 25 Jahren das Gefühl, dass es jetzt reicht. Von meiner Arbeit mit älteren Menschen weiss ich, wie wertvoll die Altersjahre von 60 bis 75 Jahren sind. Ich habe mir gesagt: Deine Lebensarbeitszeit hast du schon längstens erfüllt, jetzt nutze doch die Chance und gehe früher. Mir war bewusst, das wird ein schwerer Schritt, der aber spätestens mit 65 sowieso gemacht werden muss. Warum also nicht dann, wenn man noch fit ist und ihn gut managen kann? Ein weiterer Grund war, dass ich die Einbindung der Klinik für Akutgeriatrie in den universitären Geriatrie-Verbund Zürich unter der Gesamtleitung von Prof. Dr. med. Heike Bischoff mit vorangetrieben habe und den Integrationsprozess nicht blockieren wollte. Ich habe mir gesagt, es wäre schön, wenn die Akutgeriatrie von einem Chefarzt geführt wird, an dessen Wahl die Universität beteiligt ist.

Das hört sich alles so rational an. Man möchte fast glauben, es hätte noch andere Umstände gegeben, die zu ihrem frühzeitigen Abgang geführt haben.

Grob: In meiner Position als medizinischer Direktor des Stadtsitals Waid 2010 bis 2014 wurde mir klar, dass auf das Waidspital als Teil der medizinischen Versorgung der Stadt Zürich schwierige Zeiten zukommen. Das Waidspital wurde in den 1950er-Jahren als «Entlastungs- und Ergänzungsspital» mit einem sehr spezifischen Auftrag gebaut. Über die Jahrzehnte wurde es dann immer mehr zum zweiten Akutspital der Stadt Zürich – neben dem Triemli als unbestrittenem städtischem Flaggschiff. Auch heute noch bin ich der Ansicht, dass das Waidspital als stationäre Einrichtung nur in Bereichen eine Zukunft findet, die das Triemlispital ergänzen und so die städtische Gesundheitsversorgung abrunden: Akutgeriatrie, Palliativmedizin, allenfalls Rehabilitation oder eine integrierte psychiatrisch-internistische Abteilung. So quasi ein «Zürcher Felix Platter-Spital.» Dass in Kürze am Waidspital eine Palliativstation eröffnet wird, zeigt, dass ich so unrecht nicht hatte.

«Ich habe mir gesagt: Deine Lebensarbeitszeit hast du schon längstens erfüllt, jetzt nutze doch die Chance und gehe früher.»

Diese strategische Sichtweise ist damals intern nicht nur auf Zustimmung gestossen, sodass ich 2014 die Konsequenzen gezogen habe und als medizinischer Direktor zurückgetreten bin. Das hat mir dann auch meinen frühzeitigen Rücktritt als Chefarzt leichter gemacht.

Haben Sie nie daran gedacht, für eine Verlängerung zu kämpfen?

Grob: Nein, ich war so lange Chefarzt. Ich wollte noch etwas anderes machen und dachte, jetzt schaffe ich diesen Verände-



«Dass in Kürze am Waidspital eine Palliativstation eröffnet wird, zeigt, dass ich so unrecht nicht hatte.»

rungsprozess noch. Das Nachdiplomstudium in Museologie an der Fachhochschule Ostschweiz hat mir ungeahnte neue Perspektiven, Kontakte und Netzwerke beschert. Ökonomisch wäre es wohl von Vorteil gewesen, noch zwei Jahre als Chefarzt zu arbeiten. Aber das letzte Hemd hat ja bekannterweise keine Taschen. Dafür mache ich jetzt etwas ganz anderes, Neues.

Unter Ihrer Leitung wurde 2003 die neu gebaute Akutgeriatrie eröffnet. Ärgert es Sie nicht, dass jetzt ein anderer wie im «selbst gemachten Nest» sitzt?

Grob: Überhaupt nicht, ich wollte ja, dass diese Klinik in gute Hände kommt. Das Schlimmste wäre für mich, wenn diese tolle Klinik geschlossen oder nicht mehr als eigenständige Klinik geführt würde. Als in den Jahren 2003 bis 2010 absehbar wurde, dass in der Schweiz das Fallpauschalensystem (DRG) in den Spitälern eingeführt wird, haben wir die Klinik neu aufgestellt. Ursprünglich waren wir eine Klinik für Geriatrie und Rehabilitation, doch wie sich an Beispielen in Deutschland zeigte, wo schon früher nach Fallpauschalen abgerechnet wurde, war die Rehabilitation in einer Akutklinik nicht zu halten, die Akutgeriatrie schon. So wurde 2003 aus der Klinik eine Akutgeriatrie, was sich retrospektiv als sehr weitsichtig erwiesen hat.

«Das Nachdiplomstudium in Museologie an der Fachhochschule Ostschweiz hat mir ungeahnte neue Perspektiven, Kontakte und Netzwerke beschert.»

Ich habe meinen Abgang als Chefarzt etwa eineinhalb Jahre vorher angekündigt. Die Kündigungsfrist für Chefarzte, die von der Stadt Zürich angestellt sind, beträgt drei Monate. Aber mir war die Klinik zu wichtig, ich wollte eine gute Lösung für meine Nachfolge finden. Man fand schliesslich Dr. med. Roland Kunz, Geriater und Palliativmediziner aus Affoltern am Albis. Wir waren zusammen in der zentralen Ethikkommission der Schweizerischen Akademie für Medizinische Wissenschaften (SAMW) und sind gut befreundet. Unter seiner Leitung haben die Behandlungszahlen der Klinik im letzten Jahr weiter zugenommen, und die Hospitalisationsdauer konnte etwas reduziert werden: Es geht also in die richtige Richtung. Auch den Mitarbeitern geht es gut, sie bleiben an der Klinik. Der Knackpunkt wird dann in zwei bis drei Jahren kommen, wenn auch Roland Kunz in Pension geht. Dann stellt sich erneut die Frage, wie es weitergeht. Aber mit dem starken Partner Universität Zürich im Rücken und auch im Hinblick auf den demografischen Wandel bin ich für die Klinik optimistisch.



Zur Person

Geboren 1954 in Herisau
Studium an den Universitäten
Bern, Albany (NY)
und Herdecke (DE)
Von 1998 Co-Chefarzt und
von 2001 bis 2016 Chefarzt
am Waidspital Zürich
Von 2010 bis 2014 medizini-
scher Direktor des Waidspitals
Wohnhaft in Rheinau
Verheiratet, 1 Tochter

Halten Sie die gesetzliche Regelung, dass man mit 65 Jahren aufhören muss zu arbeiten, für zeitgemäss?

Grob: Auf Deutsch gesagt: Das ist bescheuert. Vor allem, wenn man den Fachkräftemangel anschaut. Allerdings müssen auch die entsprechenden Angebote geschaffen werden, damit über 65-Jährige länger arbeiten können, sofern sie das wollen. Für mich stand nicht zur Diskussion, weiter als Arzt zu praktizieren, ich wollte etwas Neues machen. Aber für andere kommt es vielleicht infrage, und die sollten und müssten diese Chance haben. Zumindest noch für ein paar Jahre bis 70.

«Die Kündigungsfrist für Chefarzte, die von der Stadt Zürich angestellt sind, beträgt drei Monate.»

Welche Regelung hätten Sie sich vorstellen können?

Grob: Ich glaube, man sollte den Pensionseintritt flexibel gestalten, um dem Einzelnen die Chance zu geben, sein Leben so zu organisieren, wie er es möchte. Und natürlich spielen auch ökonomische Faktoren eine Rolle, beispielsweise die Frage, ob man von seiner Pensionskasse leben kann, oder auch, was der Partner oder die Partnerin macht. Für mich war die Regelung okay, ich konnte mit der Pensionierungsgrenze leben und wollte einen Schlussstrich unter die Klinikzeit ziehen. Doch dafür braucht man eine Alternative. Für das Museum setze ich mich genauso ein wie früher für meine Klinik. Ich kann und will nicht die ganze Zeit im Liegestuhl sitzen.

Zieht es Sie ab und zu noch zurück in die Waid?

Grob: Ich habe einfach gemerkt, dass es mir nicht so gut bekommt, wenn ich in das Waidspital gehe: Es tut doch ein bisschen weh. Mit einem Einsatz von 150 Prozent habe ich 25 Jahre meines Lebens dieser Klinik gewidmet. Manchmal frage ich mich, ob das klug war und ob ich den jungen Medizinerinnen raten soll, ihren Beruf mit der gleichen Ausschliesslichkeit auszuüben? Ich bin mir da nicht mehr so sicher. Aber ich bin jemand, der etwas gestalten und sich engagieren will. Auch aus dieser Warte war es der richtige Schritt zu gehen. In der Waid konnte ich gegen Ende meiner Tätigkeit nicht mehr

viel bewirken: der Neubau, die Klinik entwickeln, an die Universität anbinden, auf die Fallpauschalen vorbereiten, das ist alles erledigt. Hier in Rheinau stehe ich nun wieder vor spannenden Herausforderungen.

Haben Sie sich frühzeitig Gedanken gemacht, womit Sie ihre Zeit im Ruhestand verbringen?

Grob: Mit 60 habe ich angefangen, mich damit zu beschäftigen, was ich «im Ruhestand» mache. Nachdem ich 25 Jahre lang 60 bis 70 Stunden pro Woche gearbeitet habe, wusste ich: Das wird ein heftiger Einschnitt werden. Die Waid war mein Leben, und mir war klar, dass im heutigen System früher oder später der Moment kommt, wo mit allem Schluss ist. So habe ich, auch im Hinblick auf den absehbaren Abgang,

meinnütziges Projekt gefunden. Sonst hätte ich mir eines gemacht.

Hat sich Ihre Einstellung zur gesetzlichen Rentenpflicht rückblickend verändert?

Grob: Für mich ist es so perfekt. Aber man muss zwingend frühzeitig beginnen, sich damit auseinanderzusetzen, was man nach der Pensionierung machen will. Das Schlimmste ist zu meinen, unersetzlich zu sein, und dann trifft einen am 65. Geburtstag plötzlich der Schlag. Von meiner Arbeit mit alten Menschen habe ich gelernt, dass das nicht funktioniert. Manche haben sich, als sie keine Aufgabe mehr hatten, in den Alkohol geflüchtet, sind depressiv geworden oder sozial isoliert.

«Manchmal frage ich mich, ob das klug war und ob ich den jungen Medizinerinnen raten soll, ihren Beruf mit der gleichen Ausschliesslichkeit auszuüben.»

ein paar Engagements übernehmen dürfen: als Stiftungsrat bei Seniorweb und Dialog Ethik, als Gesundheitsrat im Kanton Appenzell, als Verwaltungsrat im Pflegezentrum Rotacher in Dietlikon und dann natürlich als Präsident des Museumsvereins. Das sind so kleine Dinge, von denen ich wusste, die begleiten mich über die Pensionierung hinaus. Das Nachdiplomstudium in Museologie hat mir ebenfalls geholfen, die erste Zeit nach der Pensionierung zu überbrücken. Mein Arbeitgeber, die Stadt Zürich, war diesbezüglich vorbildlich und hat mir sehr geholfen, mich auf die Zeit nach dem Waidspital einzustellen.

Was hätten Sie gemacht, wenn das mit dem Museumsprojekt nicht geklappt hätte?

Grob: Es gibt so viele Projekte, und ich schätze an meiner jetzigen Situation – ich bin auch finanziell unabhängig –, dass ich machen kann, was ich will. Wenn das Museumsprojekt nicht gewesen wäre, dann wäre etwas anderes gekommen. Ich bin hundertprozentig sicher, ich hätte ein anderes, ge-

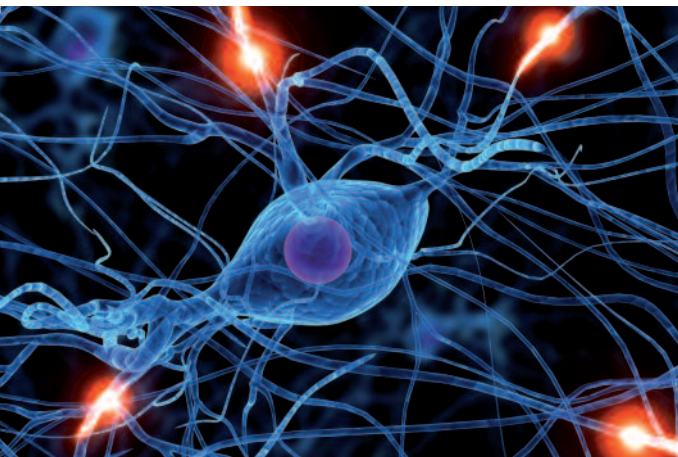
Zurzeit wird viel über die hohen Gesundheitskosten und die Finanzierbarkeit der beiden Stadtspitäler diskutiert. Sind Sie froh, dass Sie das nicht mehr betrifft?

Grob: Aus der Distanz mische ich mich ja schon noch etwas ein, beispielsweise mit meinem Leserbrief in der NZZ am 10. Juli 2017. Aber ich bin natürlich dankbar, dass ich nicht mehr direkt involviert bin und nun Jüngere am Ruder sind. Klar ist, dass schwierige Zeiten auf die Spitäler und insbesondere auch auf das Waidspital zukommen. Die Eckpfeiler der zukünftigen Spitälerstrategie der Stadt Zürich werden wohl Ende 2018 bekannt werden.

Welchen Rat geben Sie Ihren Kolleginnen und Kollegen mit auf den Weg, die demnächst in den Ruhestand gehen?

Grob: Überlegen, vorbereiten, planen! Sich die Frage stellen: Was mache ich nach der Pensionierung konkret von Montag bis Freitag? Unabhängig davon, ob man etwas Neues beginnen oder die Zeit auf dem Liegestuhl verbringen möchte: Man muss sich darüber Gedanken machen. Wichtig ist auch, seine Netzwerke nach der Pensionierung gut zu pflegen. Mein geriatrisch-medizinisches Netzwerk ist jetzt, wo ich nicht mehr medizinisch tätig bin, heftig am Bröckeln. Dafür baue ich nun mit dem Museumsprojekt ein neues auf. Das ist auch sehr spannend. ▲

Das Interview führte Regina Scharf.



Psychiatrie und Somatik im Dialog 2018

Eine etwas andere Fortbildung

Donnerstag, 13. September 2018
13.00 – 17.45 Uhr
Lake Side Zürich

MEHR INFORMATIONEN
www.mepha.ch/events

Co-Sponsor:  VIOLLIER

Partner:   

Die mit dem Regenbogen

mepha 